

David Gugerli

Suchmaschinen und Subjekte

»Ein Parkplatz für mindestens hundert Wagen, zur Zeit leer; ihr Wagen steht als einziger in dem Raster, das auf den Asphalt gemalt ist«⁽¹⁾

Für die Struktur- und Identitätskrise, welche alle industrialisierten Wachstumsgesellschaften am Übergang zum letzten Drittel des 20. Jahrhunderts erfasste, gibt es viele mögliche Erklärungen. Unabhängig davon, ob man die Genese der Kontrollgesellschaft, den Wandel zur Dienstleistungs- oder Konsumgesellschaft, den Anfang der Postmoderne oder einfach einen Generationenkonflikt für diese Krise verantwortlich machen will - immer ging es auch um Zweifel an der subjektiven Selbstbestimmbarkeit, Zweifel an der Tragfähigkeit überkommener Identitäten sowie um Zweifel an der Verlässlichkeit und Stabilität des Subjekts. In der Krise werden kollektive wie individuelle Selbstverständlichkeiten problematisch oder kommen ganz abhanden. Und damit taucht sofort die Vermutung auf, dass Identitäten, weil sie nicht (mehr) gegeben sind, immer schon hergestellt und konstruiert werden mussten. Die Krise, von der hier die Rede ist, ist mit anderen Worten ein gefundenes Fressen für die Kulturwissenschaften. Wo die veränderten Bedingungen für Identitätsbildung diskutiert werden, stellt sich zwangsläufig auch die Frage nach den gesellschaftlichen Erkennungs- und Reproduktionsverfahren von Identitäten. Es geht mithin um Identitätsmanagement.

Besondere Brisanz erhält die Frage angesichts der Tatsache, dass seit der zweiten Hälfte der 1960er-Jahre rechnergestützte Datenbanktechnologien entwickelt wurden, die am Übergang zur (postfordistischen) Dienstleistungsgesellschaft von fundamentaler Bedeutung sein sollten. Wie haben sich für Güter und Dienstleistungen, für Arbeiter und Angestellte, für Bürger und Einwohner, für Steuerzahler und Konsumenten rechnergestützte Prozeduren der Speicherung, der Adressierung und des Zugriffs ausgewirkt? Wie haben sich digitale Informationssysteme für die Sortierung und Verwaltung jener Subjekte ausgewirkt, deren Identität »um 1968« ja mehrfach in Frage gestellt wurde und gerade deshalb auf neue Weise administrierbar gemacht werden musste? Wie jede andere verwaltungstechnische Frage ist auch diese ein Leckerbissen für die medienwissenschaftliche Behandlung des Problems.

Medienwissenschaften und Kulturwissenschaften zeichnen sich hinsichtlich des Problems von Identität und Adresse durch ein symbiotisch-komplementäres Verhältnis aus. Sie versorgen sich gewissermaßen vom selben Teller und achten dennoch auf strikte Trennkost. Denn Medienwissenschaften haben kein Verhältnis zur Identität, da sie sich nur für Adressverwaltungsprobleme interessieren, während die Kulturwissenschaften bei der Identitätskonstruktion beginnen und sich für Adressen nur dann interessieren, wenn Identitäten rekonfiguriert worden sind und daraus Adressprobleme entstehen. Aus historischer Perspektive kann man diese Arbeitsteilung einfach zur Kenntnis nehmen, man kann sie auch ignorieren, oder man kann versuchen, sie empirisch

(1) Max Frisch, *Montauk Eine Erzählung*, Frankfurt/M (1975) 1981, S. 7

risch zu nutzen und dabei zu unterlaufen. Letzteres will ich im Folgenden tun, indem ich sowohl die Frage nach der Identitätskonstruktion als auch die Frage des Identitätsmanagements auf den Kontext der gesamtgesellschaftlichen Verunsicherung »um 1968« beziehe. Die Frage soll an mehreren, möglichst unterschiedlichen Feldern untersucht werden, die sich jedoch entweder von ihrer Verfahrensstruktur oder aber von ihrem Gegenstand her miteinander verbinden lassen. Besondere Aufmerksamkeit gilt dabei den Extremen. In der Bundesrepublik Deutschland, auf die ich mich beschränken möchte, bieten sich dafür die Subkultur des Terrorismus einerseits und das ritualisierte Unterhaltungsprogramm des Fernsehens, die Veränderung polizeilicher Informationssysteme und die massenmedial gestützte Verbrecherjagd andererseits an. Weitab von philosophischen und sozialwissenschaftlichen Instituten, weitab auch von den »Identitätsgeneratoren« herkömmlicher Sozialisierungsinstanzen entstanden, dies soll gezeigt werden, nicht nur extreme Formen der Identitätskonstruktion, sondern auch ganz neue »Suchmaschinen« und weit verzweigte »Subjektverwaltungsanlagen.« Sie stellen jene technisch-kulturellen Verfahren des Suchens, der Abbildung, des Ausschlusses, des Filterns, der Kodierung und der Mustererkennung bereit, um mit brüchigen Identitäten, mit den Folgen individueller Verunsicherung und letztlich auch mit gesellschaftlichen Verwerfungen umzugehen.

Symptome

Im symbolträchtigen Jahr 1968 erschien im *Taschenbuch für Kriminalisten* ein Aufsatz mit dem unscheinbaren Titel *Organisatorische Grundzüge der elektronischen Datenverarbeitung im Bereich der Polizei* von Horst Herold, Polizeipräsident in Nürnberg. Herold forderte darin, Angaben, die »von den Personalien, Familien-, Wohn-, Rechts-, Besitz- und Sozialverhältnissen bis zu kriminalbiologischen und kriminalsoziologischen Daten reichen«, künftig in einer »systematisierten, maschinengerechten Form« zu erfassen. Dass Herold seinen Aufsatz als »Versuch eines Zukunftsmodells« bezeichnete, wird seine damals vorwiegend polizeiliche Leserschaft weit mehr irritiert und interessiert haben als sein Ziel, »auf Massenbasis und damit mit größter Genauigkeit rationale Einsichten in die Ursachen und auslösenden Kräfte des Verbrechens zu gewinnen.«² Denn Herold vertritt dezidiert die Meinung, die elektronische Datenverarbeitung sollte nicht etwa den »derzeitigen polizeilichen Organisationsformen und Arbeitsabläufen« angepasst werden, vielmehr ging es ihm um radikale organisatorische Veränderungen. Eine »Abkehr von bisherigen Arbeitstechniken und den hergebrachten Denkvorgängen« innerhalb der Polizei hielt Herold für unumgänglich. »Ausgehend davon, daß gleichsam >das maschinelle Sein das polizeiliche Bewußtsein bestimmt<, stellt sich die Aufgabe, vor jedem Versuch einer Lösung von Problemen auf Grund des bestehenden Ist-Zustandes, eine Art Soll-Vorstellung der elektronischen Datenverarbeitung im Polizeibereich als geschlossenes organisatorisches Ganzes zu entwickeln.« Dies sei eine Aufgabe, welche sich »wegen des Fehlens von herkömmlichen Vorbildern an Bestehendem nicht anlehnen kann und daher *weithin nach vorne in das Unbekannte hineingedacht* werden« müsse.³ Herolds Skizze kann als Geburtsstunde eines umfassenden rechnergestützten Informationssystems der

(2) Horst Herold, *Organisatorische Grundzüge der elektronischen Datenverarbeitung im Bereich der Polizei Versuch eines Zukunftsmodells*, in: *Taschenbuch für Kriminalisten* 18, 1968, S 240-254, hier: S. 243.

(3) Ebd., S 240 Hervorhebung DG

deutschen Polizei bezeichnet werden, das der Automation bzw. der Rationalisierung der Polizeiarbeit, vor allem aber der kriminologischen Prävention dienen sollte.⁴

Ebenfalls 1968 fand in Frankfurt am Main ein Strafprozess gegen Andreas Baader, Gudrun Ensslin, Thorwald Proll und Horst Söhnlein statt. Den Angeklagten wurde vorgeworfen, ein halbes Jahr zuvor Brandanschläge auf zwei Kaufhäuser verübt zu haben. »Als das Quartett Mitte Oktober vor dem Frankfurter Schwurgericht auf die Anklagebank einzog, die Männer im Brecht- oder Mao-Look, Gudrun in der roten Lacklederjacke, als sie sich im Blitzlichtgewitter küssten, das Rote Buch schwenkten, Zigarren à la Che pafften und bei der Räumung des Zuschauerraums über die Bänke hechteten - da traten sie wie eine Künstlertruppe in einem Stück oder Film auf, in dem sie die Regisseure, Drehbuchautoren und Schauspieler zugleich waren, dessen Bühne und technische Ausrüstung die großen Medien lieferten und zu dessen Komparsen das Publikum drinnen und draußen gehörte«, schreibt Gerd Koenen.⁵ Die Kaufhausbrandstifter setzten alles daran, die gerichtliche Prozedur zu unterlaufen, den Prozess zum Justizhappening umzufunktionieren und sich über Wortspiele und rhetorische Kapriolen dem gerichtlichen Zugriff zu entziehen.⁶ Thorwald Proll meldete sich als Andreas Baader und wollte sein Geburtsdatum auf 1789 »korrigiert« wissen, Horst Söhnlein mochte weder zu seiner Person noch zur Sache etwas aussagen, und Gudrun Ensslin steuerte die Choreografie des Auftritts durch ein raffiniertes Wechselspiel von taktischen Aussageverweigerungen und strategischen Auskünften gegenüber Gericht und Presse. Das Geschehen war insgesamt geprägt von skurrilen Zeugenauftritten (Bernward Vesper in Cowboystiefeln und mit roten Rosen für Gudrun Ensslin), verletzten Gerichtsritualen, tumultartigen Szenen und langen Diskussionen um Kleidervorschriften von Anwälten. Zwischenrufe aus dem Publikum, Saalräumungen, Lesungen aus Texten von Sartre und Marcuse - das Chaos war nicht zu überbieten. Nur für die Auferlegung von Ordnungsstrafen standen ordentlich vordruckte Formulare zur Verfügung, in die nur noch Namen, Handlung, Datum, Uhrzeit und die Anzahl der Ordnungshaft-Tage eingesetzt werden mussten.⁷

Politische Konzepte blieben dagegen weitgehend Kulisse. Weder die Verteidigung noch die Angeklagten selber machten sich die Mühe, die Anschläge politisch so zu erklären, dass sich im Nachhinein eine klare Linie zum Terrorismus der 1970er-Jahre ziehen ließe. Selbst Ulrike Meinhofs Kolumne, die sie als Prozessbeobachterin in der Zeitschrift »konkret« veröffentlichte, war kaum mehr als eine feuilletonistische Apologie des Kaufhausbrandes. Zwar attestierte sie dem Ereignis bzw. der Tat wohlwollend ein »progressives Moment«. Indem Meinhof ihren Artikel dann aber mit einem Zitat von Fritz Teufel, dem *enfant terrible* der Studentenbewegung, enden ließ (»Es ist immer noch besser, ein Warenhaus anzuzünden, als ein Warenhaus zu betreiben«), stellte sie die Anschläge abschließend gerade nicht in den Dienst einer politisch-theoretischen Argumentation, sondern ordnete sie vielmehr der Kultur studentischer Irritations- und Provokationsstrategien zu.⁸

(4) Horst Herold, *Polizeiliche Informationsverarbeitung als Basis der Prävention*, in: *Deutsche Kriminologische Gesellschaft (Hrsg.), Prävention und Strafrecht*, Heidelberg, Hamburg 1977, S. 23-35

(5) Gerd Koenen, *Vesper, Ensslin, Baader Urszenen des deutschen Terrorismus*, Köln 2003, S. 171

(6) Butz Peters, *Tödlicher Irrtum Die Geschichte der RAF*, Berlin 2004, S. 105-112

(7) Ebd., S. 109

(8) Hermann Glaser, *Kleine deutsche Kulturgeschichte Eine west-östliche Erzählung vom Kriegsende bis heute*, Frankfurt/M. 2004, S. 247-265

(9) Karl Markus Michel/Tilman Spengler (Hrsg.), *Kursbuch Die erfasste Gesellschaft*, Berlin 1981

So wenig sich der Prozess um die Frankfurter Kaufhausbrände als Urszene des deutschen Terrorismus deuten lässt, so wenig lässt sich aus der Publikation von Herolds Artikel ohne weiteres eine Urszene des polizeilichen Überwachungsstaates machen. Ihre zufällige Koinzidenz sollte sich allerdings im Verlauf der turbulenten, von terroristischen Anschlägen und hochtechnisierter polizeilicher Fahndung geprägten 1970er-Jahre zu einem engen Bedeutungszusammenhang verdichten, der sich erst Anfang der 1980er-Jahre wieder auflösen sollte, als das Schlagwort von der »informationellen Selbstbestimmung« zur politisch-rechtlichen Handlungsmaxime aufstieg.⁹ Als Herold 1971 zum Chef des Bundeskriminalamtes in Wiesbaden ernannt worden war und Baader, Ensslin, Meinhof und andere eine erste Phase des RAF-Terrorismus organisierten, entwickelte sich jedoch zwischen polizeilichem Informationssystem und terroristischem Verhalten vorerst eine geradezu symbiotische Beziehung. Der Suchdienst und der Terror haben sich wechselseitig hervorgebracht und einander über längere Zeit hinweg operativ stabilisiert. Dabei sind sowohl Horst Herolds kybernetische Entwürfe für den Suchdienst der Polizei als auch die prototerroristische Provokations- und Selbstverwirklichungskultur um Andreas Baader als Antworten auf das Problem der Identitätssuche und des Identitätsmanagements in der Krise der späten 1960er-Jahre zu verstehen. Um es zugespitzt zu formulieren: Herold und Baader reagierten beide, wenn auch auf völlig unterschiedliche Weise, auf den Verlust gesicherter individueller Identität und ihrer Adressierbarkeit.

Stabile gesellschaftliche Selbstverständlichkeiten und die dazu passenden, gewissermaßen »wasserdicht verpackten« Identitäten brachen nicht aus heiterem Himmel auf. Ihre akute Krise muss vielmehr als die spät präsentierte Rechnung für die gewaltigen Integrationsleistungen der jungen Bundesrepublik gedeutet werden, in der kurz nach dem Zweiten Weltkrieg Identitäten gleich in millionenfacher Auflage unter hohem Zeitdruck angepasst, ersetzt oder repariert werden mussten. Binnen weniger Jahre verwandelten sich damals stramme Mitglieder der NSDAP in demokratische Stimmbürger, allein erziehende Trümmerfrauen wurden wieder repräsentierende Hausfrauen, aus Frontsoldaten wurden Väter, Ehemänner und Berufsleute, aus Flüchtlingen gut integrierte Bewohner von Neubausiedlungen. In großer Eile wurden 1945 alte Uniformen der Wehrmacht weggeworfen und bald darauf die neuen der Bundeswehr angezogen. Gesetzesbücher wurden ausgewechselt, aber das juristische Personal behalten, Ärzte und Industrielle durften ihr einstiges Engagement für das Dritte Reich über Nacht vergessen.¹⁰ Die massenhafte Entsorgung unbrauchbarer Identitäten ging einher mit der massenhaften Beschaffung neuer Selbstbilder, Mitgliedschaften, Anschriften und Ausweise. Dies war nur denkbar gewesen unter dem Gebot des kommunikativen Schweigens der Vergangenheit und dank der breiten Partizipationsmöglichkeit an Wachstumsgewinnen.¹¹

Die Herstellungsbedingungen der bundesdeutschen Identitätsprodukte »Bürger« und »Konsument« wurden dabei kaum je zum Gegenstand großer Debatten gemacht, wiewohl sie ständig werbend inszeniert und in Erinnerung gerufen worden sind und dabei auch intensiv und kritisch beobachtet wurden. Dass der wachsende Wohlstand die Nachkriegsgesellschaft nicht

(10) Norbert Frei/Tobias Freimüller, *Karrieren im Zwielicht Hitlers Eliten nach 1945*, Frankfurt/M 2001

(11) Norbert Frei, *Beschweigen und Bekennen Die deutsche Nachkriegsgesellschaft und der Holocaust*, Göttingen 2001; Klaus Heuer, *Die geschichtspolitische Gegenwart der nationalsozialistischen Vergangenheit Zur Analyse unbearbeiteter Loyalitäten am Beispiel des Historisierungsansatzes von Hermann Lübke*, Kassel 2001

mehr zusammenhielt, zeigte sich erst, als jene, denen inzwischen auch die (1984 von Helmut Kohl in der israelischen Knesset auf den missverständlichen Begriff gebrachte) »Gnade der späten Geburt« zur Belastung geworden war, unbequeme Fragen zu stellen begannen und aus ihrem altersbedingten »Was bin ich?« plötzlich ein provozierendes »Was seid ihr gewesen?« machten.¹²

Provokationen

Unzählige Widersprüchlichkeiten der von der frühen Bundesrepublik erbrachten Integrationsleistung wurden erst in den späten 1960er-Jahren überhaupt artikulierbar, ließen sich nicht mehr durch steigende Konsumchancen abfedern. Während die bricolage einer eigenen Identität bei vielen Jugendlichen noch im Spannungsfeld zwischen existenziellem Schmerz, psychedelischen Bewusstseinerweiterungen, gruppenspezifischen Erlebnissen oder individuellen Selbstverwirklichungstrips stattfinden konnte, war die Thematisierung der nationalsozialistischen Vergangenheit eine massive Drohgebärde und Aggression gegenüber der Elterngeneration. Sie stellte schlicht das in Frage, was Jugendliche in scharfer Abgrenzung als »die Gesellschaft« bezeichneten, zu der sie noch nicht gehören konnten und zu der sie immer weniger gehören wollten. Im Kontext jenes vom Schweigen geprägten Konformismus, der fast zwanzig Jahre mit wenigen Ausnahmen durchgehalten worden war, wirkten die Provokationen der »rebels with many causes« wie ein Brand im Sprengstofflager. Die brutale Repression gegen die frühen studentischen Proteste und Manifestationen, etwa anlässlich des Besuchs des Schahs von Persien im Juni 1967 in Berlin, lässt sich nur so verstehen - der Nonkonformismus stellte zu viele schwierige Fragen auf einmal und setzte damit für die meisten tatsächlich sehr vieles aufs Spiel, mitunter auch für jene, die die Fragen ganz konkret zu stellen wagten.

Der Nonkonformismus inszenierte sich zunächst als Spiel und erweiterte das Spektrum möglicher Schablonen für alternative Identitäten. In Andreas Baader etwa trifft man auf eine Figur, die in ihrer manifesten Widersprüchlichkeit bereits in vorterroristischer Zeit alle möglichen Identitätsangebote der Devianz und der Normalität virtuos kombinierte. Und Baader delegierte die Arbeit an seiner eigenen Identität mit Vorliebe gleichzeitig an das sympathisierende und an das feindliche Umfeld. Seine schillernden Selbstdarstellungsakte beleben eben nicht nur die seit Ende der 1990er-Jahre einsetzende RAF-Romantik des deutschen Films¹³ - er hatte den Nimbus des Unfassbaren schon sehr früh und erfolgreich gepflegt, indem er immer alles gleichzeitig zu sein schien und doch nie etwas Bestimmtes sein wollte. Permanent oszillierte er zwischen einem begabten Schulversager und dem Bohemien ohne künstlerische Begabung, zwischen einem launigen Kleinkriminellen und dem professionellen Stadtguerillero. Baader mimte den dandyhaften Macho, war Komödiant mit tödlichem Ernst, fanatischer Autofahrer ohne Wagen und Führerschein ebenso wie Ideologe ohne Konzept, blieb gleichzeitig spontaner Stratege, repressiver Befreier und gefangener Revolutionär. »Baader war der Anti-Autorität schlechthin, der im großen Vakuum verbindlicher Werte Konventionen, Haltungen und Normen eine intuitive Strategie radikaler Delegitimierung verfolgte und im Gegenzug seine eigenen Vollmachten zielstrebig

(12) Glaser, wie Anm. 8; Frei, wie Anm. 11.

(13) Vgl. u. a. »Baader« von Christopher Roth (2002) oder »Starbuck - Holger Meins Ein Porträt als Zeitbild« von Gerd Conrad (2001)

erweiterte.«¹⁴ Damit war Baader eine hervorragende Projektionsfläche für Identitätswünsche vieler Jugendlicher und gleichzeitig das personifizierte Bild des Schreckens aller, die Instabilität fürchten mussten wie der Teufel das Weihwasser.

Terror

Es war das langsame Kippen von Happening und Spektakel in extreme Prozeduren der Selbstbestimmung und der Abgrenzung, welches Andreas Baader, Gudrun Ensslin, Ulrike Meinhof, Holger Meins und Jan-Carl Raspe zunächst in die Flucht und schließlich in den Terrorismus und den Tod trieb. Der Strudel des gruppenspezifischen Psychoterrors, dem sie sich nach Banküberfällen, Bombenanschlägen und erneuter Verhaftung 1972 gegenseitig aussetzten, suspendierte alle erträglichen Formen der Selbstbestimmung und ließ höchstens noch da und dort das Irrlicht einer - von der »Isolationhaft« ebenfalls bedrohten - »politischen Identität« aufflackern. Der Rest war ein Krieg der Verweigerung, insbesondere ein permanentes Sich-Auflehnen gegen die Identifikationsprozeduren des Staates. Die erkennungsdienstliche Erfassung von Gudrun Ensslin etwa ließ sich nur mit Gewalt durchführen, freiwillig wollte sie ihre Fingerabdrücke und ihr Konterfei nicht zu den Akten geben. »Ich immer eine Kugel« beschrieb sie ihre Verweigerungshaltung gegenüber dem polizeilichen Fotoapparat und übersah eine zweite, versteckte Kamera.¹⁵

Bei Ulrike Meinhof ging der Versuch, Identifikationsprozeduren zu unterlaufen und unter keinen Umständen zur Adresse zu werden, noch weiter. In Trauer gekleidet und mit veränderter Frisur wurde sie von den Polizeibeamten, die sie aufgrund von Hinweisen auf eine konspirative Wohnung verhafteten, zunächst gar nicht erkannt. Ihre Erscheinung wollte nicht zum wohl vertrauten Fahndungsbild passen, und Hinweise auf eine mögliche Kongruenz ließen sich Meinhof nicht entlocken. Für die erkennungsdienstliche Behandlung musste sie deshalb narkotisiert und geröntgt werden.¹⁶ Bei der Gegenüberstellung mit Zeugen, die sie in einer Reihe gleich gekleideter Frauen hätten erkennen sollen, schrie sie: »Ich bin die Meinhof - mich müßt ihr identifizieren«, worauf die ihr zur Seite gestellten Justizbeamtinnen und Sekretärinnen es ihr nachtaten und die Zeugen gewissermaßen sechs möglichen Meinhof-Figuren gegenüberstanden. Die Identifikationsprozedur blieb unbrauchbar. Im Unterschied zu den Polizisten erkannten die Zeugen zwar die »richtige« Meinhof aufgrund der Fahndungsplakate, sie konnten aber nicht sagen, ob sie sie zur fraglichen Zeit in Hamburg gesehen hatten oder nicht.¹⁷

Die im Stammheimer Prozess schwerster Verbrechen Beschuldigten vermochten anders als beim Frankfurter Kaufhausbrandprozess kein Happening des Action-Theater mehr zu veranstalten und auf diese Weise mit ihrer Identität zu spielen. Den Prozess kontrollierte der ebenfalls traumatisierte, inzwischen bis an die Zähne bewaffnete und die eigene Liberalität bis aufs Äu-

(14) Koenen, wie Anm. 5, S. 314; vgl. auch Dorothea Häuser, *Baader und Herold. Beschreibung eines Kampfes*, Berlin 1997, S. 109-125

(15) Butz Peters, *Tödlicher Irrtum: Die Geschichte der RAF*, Berlin 2004, S. 301; vgl. auch Peters 2004, S. 359

(16) Ebd., S. 297-298; Aust, Stefan, *Der Baader-Meinhof-Komplex*, Hamburg 1985, S. 263-264

(17) Aust, wie Anm. 16, S. 276-278

ßerte strapazierende Rechtsstaat. Für die Inszenierung des Verfahrens wurde kein Aufwand gescheut. Dem gewaltigen logistischen, juristischen und dokumentarischen Aufwand konnten die Angeklagten nur noch sehr schwache Aktionen der Verweigerung entgegensetzen. Als beispielsweise Ulrike Meinhof im August 1975 zu ihrer Person vernommen werden sollte, musste sie von vier Justizbeamten an Händen und Füßen in den Gerichtssaal geschleppt werden, um dort - wie kurz vor ihr Raspe und nach ihr Baader und Ensslin - durch hinreichende Richterbeleidigungen (»Arschloch«, »du Arschloch«, »alte Sau«, »faschistisches Arschloch«) sicherzustellen, dass sie am Ritual der Vernehmung zur Person nicht teilnehmen musste. Alle Angeklagten wurden aus dem Gerichtssaal gewiesen. Verunmöglicht wurde so das Protokollieren der Deskriptoren, mit dem die Identität der Gefangenen juristisch-rituell bestimmt und mit dem ihnen eine verfahrenstechnisch stabile Adresse zugewiesen werden sollte. Das protokollierende Gericht hingegen wurde von den Angeklagten in eklatant protokollwidriger Weise »identifiziert«.¹⁸

Meinhof entzog sich zwar der Prozedur, ihre längst aktenkundigen Angaben zur eigenen Person vom Richter nochmals vorgelesen zu erhalten und diese bestätigen zu müssen. Von Baader und Ensslin aber erhielt sie eine Reihe von Kassibern zugesandt, die als Teil des aufwendigen Selbstverständigungsprozesses der Gruppe zu lesen sind. Mit gesteigerter Brutalität füllten die stakkatoartigen Sätze des klandestinen Nachrichtenverkehrs nur noch den »Kampf« als letzte Rechtfertigungsmöglichkeit des Seins aus. Das einstige, literarisch inspirierte Programm der gruppeninternen Moby-Dick-Identitäten hatte ausgedient.¹⁹ Es wich einer radikalen Identifikationsprozedur: »Kampf ohne Konsequenzen ... unmöglich ist: die Prinzipien, also den Kampf, Deinen Fortzweckbedürfnissen - dem Überleben - unterzuordnen ...« schrieb Ensslin an Meinhof, als diese Verständnis für den Abbruch des Hungerstreiks eines RAF-Mitgliedes geäußert hatte.²⁰ Das terroristische Subjekt war, auf Fahndungsplakaten wie auch in den Zellen von Stammheim, zum reinen Phantombild geworden, das sich mit keiner Realität mehr decken wollte. Seine Umrisse konnten nicht einmal mehr denen klar erkennbar sein, die sich zu den Gründern der RAF zählen ließen.

Dies hing selbstredend auch mit der kollabierenden Semantik für die Beschreibung der Außenwelt zusammen, welche die Differenz zwischen Faschisten, Großkapitalisten, Arbeitgebern und Politikern im Begriff des »Schweins« aufhob und auch keine Referenz auf »das Volk« mehr zuließ. Jedes »Wir« musste sich allein schon deshalb zum isolierten »Ich« reduzieren, weil es »in der Bewegung« inzwischen nur noch »Verräter« gab, welche für die notwendige »Tat« immer weniger Verständnis hatten oder aus Feigheit gar nicht mehr handeln wollten. Die Verfahren und Konsequenzen der Selbstbestimmung von Identität erreichten unter diesen Bedingungen das Äußerste an Rücksichtslosigkeit und (Selbst-)Zerstörung.²¹

Die verzweifelte Suche nach dem Selbst im »Grabenkrieg um Identität, der Gefängnis immer ist«²², führte scharf am Wahnsinn vorbei. »Das Gefühl, es explodiert einem der Kopf. Das Gefühl, die Schädeldecke müsste eigentlich zerreißen, abplatzen. Das Gefühl, es würde einem das Rückenmark ins Gehirn gepresst... Das Gefühl, die Zelle fährt... Rasende Aggressivität, für die

(18) Peters, wie Anm 15, S 340-344

(19) Koenen, Vesper, Ensslin, Baader, wie Anm 5, S 317ff

(20) Aust, wie Anm 16, S 314

(21) Koenen, wie Anm 19, S. 319-338

(22) Bakker Schut, Pieter H., Das Info Briefe der Gefangenen aus der RAF, 1973-1977, Dokumente, Kiel 1987, S 277, zitiert nach Hauser, wie Anm 14, 5 146

es kein Ventil gibt. Das ist das schlimmste. Klares Bewußtsein, daß man keine Überlebenschance hat. Völliges Scheitern, das zu vermitteln«, notiert Meinhof während der Untersuchungshaft.²³ »Die Härte, die wir verlangen«, so lautete dagegen Baaders Programm und Einsicht, »kann nicht Produktion einer harten Selbstkonzeption sein (die, wie man weiß, auch immer zusammenbricht in Aktionen, Stress, Konflikten) - sie ist Identität.«²⁴ Doch nicht einmal über den Selbstmord als äußerstes Mittel der Selbstbestimmung vermochten die Gefangenen mehr frei zu bestimmen, hatten sie sich doch schon längst als künftige Opfer eines gewiss bevorstehenden Justizmordes stilisiert.²⁵

Was bin ich?

Völlig unbeirrt von jeder radikalen oder gar terroristischen Infragestellung von Politik, Gesellschaft und Individuum durch die RAF, demonstrativ unbeirrt auch von existenziellen Nöten der Gäste und Zuschauer, lief Robert Lembkes Sendung »Was bin ich?« in den 1970er-Jahren als normalistisch beruhigendes Ostinato über fast alle bundesdeutschen Bildschirme. Lembke versorgte die Fernsehöffentlichkeit seit Jahr und Tag und am laufenden Band mit bisweilen wundersamen, immer aber ungebrochenen beruflichen Identitätsvarianten - daran hatte man sich seit 1961 gewöhnen können.²⁶

Die Prozedur, mit der die Sendung berufliche Identitäten suchte und festhielt, war denkbar einfach und stand in scharfem Kontrast zu den rasanten Veränderungen in der Arbeitswelt. Die Gäste lieferten zu Beginn vier Parameter ihrer Identität: Sie setzten ihre Unterschrift auf die Tafel, kreuzten entweder »angestellt« oder »selbständig« an, machten eine berufstypische Handbewegung und wählten dann die Farbe jenes Sparschweins, in das der Spielleiter bei jeder Frage, die der Gast mit Nein beantworten konnte, 5 DM Gewinngeld einwarf.²⁷

Die einzige Besonderheit der von Lembke mit bayerischem Akzent ins Gemütlich-Folkloristische gestellten Identitätsschablonen lag darin, dass manche Identitätszuschreibungen sich den zudringlichen Fragen des Rate-teams so lange entzogen, bis sie, nach zehn negativen Antworten, vom Moderator aufgedeckt werden mussten. Das Publikum interessierte aber eigentlich nur das Verfahren, die Einkreisung und Umzingelung des Gastes. Denn über das mit Sicherheit erwartbare Ergebnis der Suchprozedur war es schon längst durch Einblendung einer Anschrift informiert worden. Die Zuschauer waren für die kurze Dauer einer Spielrunde zusammen mit dem Moderator Geheimnisträger. Gleich viermal pro Sendung vollzog sich das Wunder, am Ende einer ritualisierten Suchprozedur das fragliche Individuum erwartungsgemäß richtig bezeichnen zu können und es mit der zugehörigen Etikette zu versehen.²⁸

Das Verfahren unterschied sich von einer polizeilichen Identifikations- oder Fahndungsprozedur nur insofern, als die gesuchte Person bereits am Anfang der Suche fest saß und das meiste auch schon verraten hatte. Die

(23) Aust, wie Anm 16, S 270

(24) Bakker Schut 1987, 5. 51, zitiert nach Hauser, wie Anm 14, S. 777.

(25) Koenen, wie Anm 5, S 336

(26) Die von Rudi Carrell zwischen 1974 und 1979 moderierte Sendung, die tatsächlich den Titel »Am laufenden Band« trug, führte den Kandidaten dann sauber verpackte Konsumartikel vor

(27) Ricarda Strobel u a., Die deutschen Fernsehstars, Göttingen 1998, 5. 108-134

(28) Ebd., S. 777.

Gäste füllten ja stets einen rudimentären, durchaus skurrilen Personalbogen aus nach dem Motto »Sag mir, was du isst, und ich sag dir, wer du bist.« Die als Rateteam bezeichneten Verhörrichter wussten um die berufliche Stellung des Verdächtigen, besaßen einen grafologisch verwertbaren, authentischen und individuellen Schriftzug mit juristischer Qualität, kannten seine Farbpräferenz und waren auf eine typische Handbewegung hingewiesen worden. Ferner enthielt das »Phantombild« Angaben über die Physiognomie, die Frisur, die Sprechweise, das Geschlecht, den Körperbau und die Bekleidung. Und schließlich durfte das Team auch noch so lange fragen, bis sie zehnmal ein Nein zur Antwort erhalten hatten. Dies alles, um nur eine einzige fehlende Variable im »Tätersatz« zu bestimmen.

Lembke erhielt monatlich gegen 6000 Zuschriften von Zuschauern und Zuschauerinnen, die in seiner Sendung auftreten wollten, um dort ihre (berufliche) Identität vor einem professionell inszenierten Quartett von Untersuchungsrichtern möglichst lange verborgen zu halten und damit die eigene bescheidene Außergewöhnlichkeit gegenüber dem *normal range* vor Millionen zu dokumentieren. 50 DM war der pekuniäre Maximalgewinn dafür. Den persönlichen Normalitäts- und Abweichungstest wollten diese Massen freiwilliger Kandidaten offenbar nicht nur als Zuschauer vor der Mattscheibe oder im Publikum des Studios machen. Sie versuchten vielmehr zu erreichen, dass der Härtestest der exklusiven Identität an ihnen selber ausgeführt würde und sie damit vielleicht für einige Minuten ihres Lebens hätten prominent werden können.²⁹

Den unschlagbaren Höhepunkt dieser Normalitätsshow bildete zweifellos jene Sendung, in der eine Kandidatin vom spezialisierten, alle Raffinessen des Kreuzverhörs einsetzenden Frageteam nicht hatte überführt werden können - der unbekannt Beruf war »Hausfrau«. Damit solche Normalitätsprominenz noch attraktiver wurde, setzte Lembke jeweils in der letzten Runde der Sendung eine der vom Fernsehen zuhauf verwalteten Prominentenfiguren ein. Hier galten verschärfte Regeln. Das Rateteam musste sich die Augen verbinden, der Gast durfte nur durch sein moderierendes Medium Robert Lembke sprechen.

In »Was bin ich?« sah das Publikum, wie »ganz normale Menschen« aufgrund einer »ganz normalen Bewegung« mit erstaunlicher Sicherheit einem bestimmten Beruf zugewiesen werden konnten und wie man auch »ganz normale Prominente« in relativ kurzer Zeit selbst mit verbundenen Augen identifizieren konnte. Die Zuschauer waren also wohl informierte Zeugen eines Verhörs, fieberten mit, zeigten sich erlöst, wenn der Beruf gefunden wurde und durften sich über jene seltsamen Tätigkeiten wundern, die sich offenbar nicht mehr ganz oder aber zu sehr in der Mitte des *normal range* befanden und deshalb »zu Recht« oder »verständlicherweise« auch nicht bestimmt werden konnten. Dabei stellte sich das Publikum immer in ein Verhältnis zur (kollektiv) vorgestellten Normalität, zur vorgestellten Besonderheit und zur vorgestellten Identifikationsprozedur.

Lembkes Publikum zählte nach Millionen. 1969 gehörte die Sendung mit 75 Prozent aller zugeschalteten Geräte zur erfolgreichsten Sendung überhaupt. Nach der Tagesschau war sie damit »die älteste und beliebteste Sendung des deutschen Fernsehens.«³⁰ Umso bedeutender war ihr Ritualcharakter. Das dramaturgische Schema blieb zwischen 1961 und 1989 in 337

(29) Ebd., S. 118. Zum »normal rage« siehe Jürgen Link, *Das »normalistische Subjekt« und seine Kurven. Zur symbolischen Visualisierung orientierender Daten*, in: David Gugerli/Barbara Orland (Hrsg.), *Ganz normale Bilder. Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeit*, Zürich 2002, S. 107-128, hier: S. 124f.

(30) Strobel u. a., wie Anm. 27, S. 130.

Sendungen praktisch unverändert. Handlungselemente, Moderationsfloskeln, Schnittfolgen, Rateteam - fast nichts durfte an der Sendung verändert werden. Bereits die Erwägung, den Gong, mit dem die Einblendung des Berufs zuhnden der Zuschauer angezeigt wurde, demnächst vielleicht ersetzen zu wollen, führte zu aufgeregten Pressekommentaren. Das Ableben von Lembkes Foxterrier »Struppi«, den er in die Sendung als Maskottchen mitnahm, war nahezu ein Schicksalsschlag für die Fernsehstation. Auch seinen Nachfolger »Jacky« vermisste man nach dessen Tod schmerzlich. Lembke musste einsehen, dass seine Sendung länger leben würde, als es Hunden normalerweise vergönnt ist, und ersparte nun weiteren Vierbeinern den zermürbenden Fernsehdienst.³¹

Lembke selber genoss ein Image der Konstanz, der unverwüstlichen Gleichförmigkeit. »Lembke als Erfolgsmensch, dem alles perfekt geriet, sprach ein Bedürfnis an, das dem nach Identifikation durch Nähe komplementär ist: ein Bedürfnis nach Projektionsmöglichkeiten, nach Identifikation mit einer Persönlichkeit, die viele Wunschbilder des Normalmenschen perfekt zu verkörpern scheint.«³² Die väterliche Gelassenheit, mit der Lembke die Nervosität seiner Gäste »moderierte«, die vor laufender Kamera kaum mehr sprechen konnten, sicherte die reibungslose, ritualisierte Exekution des Programms.

In Lembkes Quiz wurde ein Phantombild der Normalität erzeugt. Sendung für Sendung wurde eine Suchmaschine in Gang gesetzt, die berufliche Normalidentitäten herstellte, in dem es sie systematisch einkreiste und dann zweifelsfrei vorstellte. Als handle es sich um einen Fragebogen, bei dem nur entweder Ja oder Nein angekreuzt werden konnte, begnügte man sich in »Was bin ich?« mit der binären Kodierung einer Datensatzvariable für die Bestimmung der beruflichen Identität des Menschen von der Straße. Bereits in der Vorläufersendung, die zwischen 1955 und 1958 produziert worden war, wurde dies so gehalten. Die Sendung hieß »Ja oder Nein. Ein psychologisches Extemporale mit sieben unbekanntem Größen« und wurde ebenfalls unter der Leitung von Robert Lembke produziert.³³ Das Ausschlussverfahren im Ja-Nein-Modus hielt aber logische Tücken bereit, dem verschiedene »Angeklagte« immer wieder zum Opfer fielen. Berüchtigt waren weniger die unvermutet direkten Fragen des Ratefuchses Guido Baumann, obwohl sie als Schuss aus der Hüfte oft völlig überraschend ins Schwarze trafen. Angsterregend waren vielmehr die indirekten Fragen, welche ein Mitglied des Rateteams der ersten Stunde zu stellen pflegte. Die Spezialität von »Hans« lag in der unübertroffenen Raffinesse seines Fragestils: »Gehe ich recht in der Annahme, dass Sie nicht im Unterhaltungsbereich tätig sind?«

Wer so fragte, musste die Verhörsituation genau kennen oder litt unter einer *déformation professionnelle*. Bei Hans Sachs war beides der Fall. Als hauptberuflicher Oberstaatsanwalt von Nürnberg war er mit raffinierten Fragetechniken und Suchprozeduren vertraut. Vielleicht hatte er diese auch von Horst Herold übernommen, der zwischen 1953 und 1956 unter seiner Leitung als Nürnberger Staatsanwalt gearbeitet hatte.³⁴

(31) Ebd., S. 116

(32) Ebd., S. 131

(33) Ebd., S. 113

(34) Dieter Schenk, *Der Chef Horst Herold und das BKA, Hamburg 1998, S. 24*

Suchmaschinen

Was Horst Herold 1968 vorerst nur als Programm formuliert hatte, wurde im Bundeskriminalamt (BKA) der 1970er-Jahre Schlag auf Schlag realisiert. Das Amt wurde nach Herolds Ernennung zu seinem Präsidenten organisatorisch völlig umgestaltet und dabei gleichzeitig massiv aufgerüstet. Die Eckdaten machen das deutlich: Beim Amtsantritt von Herold betrug der Jahresetat des BKA knapp 55 Millionen Mark und rund 1100 Personen arbeiteten für das Amt. Zehn Jahre später verfügte es über einen Jahresetat von 290 Millionen Mark und über 3500 Mitarbeiter.³⁵

Große Anlagen elektronischer Datenverarbeitung wurden nun in Wiesbaden zu gigantischen »Suchmaschinen« zusammengebaut. Mit ihnen rationalisierte man zunächst die bestehenden polizeilichen Bestimmungsverfahren für (deviante) Identitäten. Aber Herold wollte nicht »reine Auskunftssysteme, letztlich elektronisierte Karteien« schaffen, »die sich von den manuell betriebenen lediglich durch die größere Schnelligkeit und größere Genauigkeit unterscheiden«. Vielmehr sollte die »mutative Neuartigkeit der EDV« genutzt werden - in ihr erblickte man die »technologische Basis« für eine »völlig andersartig zu konzipierende« Informations- und Kommunikationsweise.³⁶

Dieser Umbau war keineswegs einfach zu realisieren und löste »tiefgreifende Strukturveränderungen im Polizeibereich« aus, ein Prozess, der Herold auch theoretisch interessierte. In quasimarxistischer Interpretation kommentierte der BKA-Chef, es bildete sich »wie von selbst die dialektische Einheit der Gegensatzpaare: Dezentralisation der Organisation -jedoch Zentralisation der Information auf grenzaufhebender und die Organisationsvielfalt verbindender Ebene.«³⁷ »Wie von selbst« ging sonst aber kaum etwas. Der Umbau gleich vielmehr einer riesigen Operation am lebendigen Leib, »so als ob ein Körper - hier: der Organismus der Polizei - ein vollständig neues Nervensystem mit vervielfachter Sensibilität und Reaktionsfähigkeit eingepflanzt erhielte.«³⁸ Herold musste zunächst einen Weg finden, die im BKA bereits vorhandene, kaum überblickbare Datensammlung auf ein erträgliches Maß zu reduzieren.³⁹ Dem drohenden Informationsverlust mitten im Informationswust konnte er nur durch eine Umgestaltung der Erfassung, Speicherung und Abfrage begegnen, also durch eine neue Architektur des Informationssystems.⁴⁰ Vor allem aber wollte Herold à *tout prix* die für Verbrechensbekämpfung »besonders bedeutsame Fähigkeit« der elektronischen Datenverarbeitung nutzen, um »alle gespeicherten Fakten, die praktisch unbegrenzt angehäuft werden können, mehrdimensional nach beliebigen Zusammenhängen zu durchdringen und logisch zu verknüpfen.«⁴¹

(35) Aust, wie Anm. 17, S. 216

(36) Herold, Horst, *Kybernetik und Polizei-Organisation*, in: *Die Polizei Zentralorgan für das Sicherheits- und Ordnungswesen, Polizei-Wissenschaft, -Recht, -Praxis* 61 (1970) 2, S. 33-37, hier: S. 33.

(37) Horst Herold, *Künftige Einsatzformen der EDV und ihre Auswirkungen im Bereich der Polizei*, in: *Zeitschrift für die gesamte Kriminalistische Wissenschaft und Praxis* 28 (1974) 9, S. 385-392, hier: S. 386.

(38) Ebd., S. 385

(39) Horst Herold, *Rationalisierung und Automation in der Bekämpfung von Verbrechen*. Das Informationssystem der Polizei wird perfekt, in: *Staatsanzeiger für Baden-Württemberg* (1976) 8. Dezember 1976, S. 3-4, hier: S. 3.

(40) David Gugerli u. a., *Rechne mit deinen Beständen: Dispositive des Wissens in der Informationsgesellschaft*, in: Gérald Berthoud u. a. (Hrsg.), *Informationsgesellschaft: Geschichten und Wirklichkeit*, Fribourg 2005, S. 79-108

(41) Herold, wie Anm. 39, S. 3

Herolds Maschinencluster war komplex und wurde laufend weiter ausgebaut. »Fragen nach Zusammenhängen wie zum Beispiel Fingerabdruck und Vererbung, Körpergröße und Straftat, Stadtstruktur und Straftaten häufigkeit, können, wie überhaupt sämtliche nur denkbare Verbindungen und Kombinationen von Fakten gleichsam »auf Knopfdruck« auf massenstatistischer Basis beantwortet werden«, verkündete der BKA-Präsident im Staatsanzeiger für Baden-Württemberg.⁴² Um tatsächlich »sämtliche nur denkbare Verbindungen und Kombinationen von Fakten« auswertbar zu machen, musste auch ein systematisches Sammeln aller erdenklichen Fakten, insbesondere über Personen und ihre Bewegungen, in Angriff genommen werden. Der Erfolg war erschlagend. Bis 1979 wurden beim BKA 4,7 Millionen Namen registriert, mehrere tausend Organisationen erfasst, Fingerabdruckkarten von 2,1 Millionen Verdächtigen und Lichtbilder von 1,9 Millionen Personen gespeichert; allein die spezialisierte, seit 1977 aufgebaute Personenidentifizierungszentrale verwaltete von 3500 besonders verdächtigen Subjekten detaillierte Personagramme inklusive Fotos, Fingerabdrücken und Handschriftproben. Dazu gesellte sich alles, was die Häftlingsüberwachung, die Zielfahndung, die beobachtende Fahndung und die Alibiüberprüfung an Daten anspülte, was über die Registrierung von Reisebewegungen in Zügen, im Flugverkehr, bei der Autovermietung, an Grenzübergängen oder auf Hotelmeldezetteln in Erfahrung gebracht werden konnte oder was bezüglich suspekter Mietverträge über verlorene bzw. gefälschte Ausweispapiere und aus Sachfahndungsprogrammen an Daten zu beschaffen war. Dies alles integrierte man beim BKA in ein übergreifendes, Datensystem für Personen, Institutionen, Objekte und Sachen (PIOS).⁴³

Das speziell für die Terrorismusbekämpfung eingesetzte System integrierte alle relevanten Meldesysteme, war der Referenzpunkt für alle Abfragen und stellte nach Meinung seines Architekten einen obligatorischen Durchgangspunkt für das gesamte polizeiliche Wissen der Republik dar. Bis 1979 sollten in PIOS »rund 13.5000 Personen, 5.500 Institutionen, 115.000 Objekte und 74.000 Sachen« erfasst worden sein.⁴⁴ Verdeckte Fahndung, das schlagartige Durchführen von Exekutivmaßnahmen, Personen- und Objektschutzmaßnahmen und die Vorrangfahndung gehörten nun zu den prioritären Aufgaben des BKA. Da »verdeckte Fahndungsmaßnahmen« sich auch gegen Unterstützer und Sympathisanten der RAF richteten und das Erfassen von Kontaktpersonen einschlossen, wuchs der Umfang der Dateien sehr schnell an. Von jedem mit Haftbefehl gesuchten Terroristen wurden besonders ausführliche Personagramme erstellt.⁴⁵

Die große Datei lieferte tatsächlich weit mehr, als die bloße rechnergestützte Verwaltung von Karteikarten es vermocht hätte.⁴⁶ Gewiss, der elektronische Karteikartenersatz des BKA ermöglichte einerseits eine dramatisch erweiterte Zugriffsmöglichkeit auf vorhandene Wissensbestände, in dem es »jedem Polizeibeamten, wo immer er sich befindet, ob an der Nordsee oder im Bayerischen Wald, in Sekunden den Zugriff zu dem gesamten polizeilichen Wissen« gestatten sollte.⁴⁷

(42) Ebd., S. 4

(43) Aust, wie Anm. 17, S. 216-218; Schenk, wie Anm. 34, S. 205-214

(44) Schenk, wie Anm. 34, S. 212

(45) Ebd., S. 166

(46) Zu den Rationalisierungsgewinnen und -versprechen der Zettelwirtschaft vgl. Markus Krajewski, *Zettelwirtschaft Die Geburt der Kartei aus dem Geiste der Bibliothek*, Berlin 2002

(47) Herold, wie Anm. 39, S. 4. Programmatisch dazu bereits Herold, wie Anm. 37, S. 385: »1975 wird die Zahl der mit INPOL fest verbundenen Stationen in der Bundesrepublik auf 1200 angewachsen.«

Die systematische Erfassung, Kodierung und Speicherung machte es möglich, über Mustererkennung und Clustering eine neue Such- und Analysetechnik zu entwickeln. Was beim BKA im Bereich der rechnergestützten Daktyloskopie entwickelt wurde, war auch im internationalen Vergleich einmalig. »Mit Hilfe besonders entwickelter Geräte wird das Bild des zu verformenden Fingerabdruckes in tausendfacher Vergrößerung auf eine Mattscheibe projiziert. Die anatomischen Besonderheiten der Papillarlinien werden in einem Spezialverfahren in mathematische Formeln übersetzt, die in den Computer eingegeben werden und dort als Suchbegriffe für die Individualität des einzelnen Fingerabdruckes dienen.«⁴⁸ Mithilfe eines neuen Klassifizierungssystems und einer Rasterung vorhandener Zehnfingerabdruckblätter wurde es möglich, »die Zahl der von der Maschine auf einer Einzelfingersuche angebotenen Liste von Personen auch bei dem Bestand des Bundeskriminalamtes von etwa 1,8 Millionen daktyloskopierten Straftätern« in sehr kurzer Zeit auf rund zwanzig Namen zu reduzieren, »wobei diejenigen Personen, die die größte Wahrscheinlichkeit der Übereinstimmung mit der Tatortspur haben, in 95% aller Fälle an den ersten Stellen rangieren.«⁴⁹

Geme hätte man auch Stimmen und Bilder in computertechnisch auswertbare Formen gebracht. Bemühungen, »automatisch Grautonbilder in graphische Skizzen um[zu]wandeln« und so den »automatisierten Vergleich mit Phantombildern zu ermöglichen« oder gar eine automatisierte Stimmenidentifikation durchzuführen, kamen jedoch erst gegen Ende der 1970er-Jahre in Fahrt.⁵⁰ Die informationstechnischen Anforderungen, welche optische und akustische Informationen an die probabilistische Mustererkennung⁵¹ stellten, waren vorerst nur in Form von Lösungsvorschlägen, nicht jedoch in praktisch anwendbarer Form zu überwinden.

Neben all diesen automatisierten und beschleunigten Formen herkömmlicher Polizeiarbeit - rechnergestützte Mustererkennung durch systematischen Vergleich und gezielte Kombination von großen Datenmengen - entwickelte das BKA auch ein besonders raffiniertes Verfahren, das speziell als Antwort auf das Phänomen des Terrorismus gelten kann: Die »negative Rasterfahndung.« Diese präzedenzlose Suchmaschine suchte nach bedeutungsschweren Lücken im Adressraum ihrer Datenbank.⁵² Denn Terroristen zeichneten sich fahndungstechnisch durch eine fatale Merkmalslosigkeit aus - sie waren nicht nur als Biedermänner und Gattinnen verkleidet, sie fuhren inzwischen auch Wagen, die als Dubletten gar nicht gesucht werden konnten, verfügten über konspirative Wohnungen, deren ostentative Normalität nur schwerlich zu charakterisieren war, und die besonderen Merkmale auf den Fahndungsplakaten hatten sich längst verflüchtigt. Was aber ohne Merkmal ist, kann nicht gesucht und adressiert werden, weil es sich nicht durch Differenzen auszeichnet.⁵³

(48) Herold, wie Anm. 39, S. 3

(49) Herold, wie Anm. 37, S. 388

(50) Gunther Groh, *Computer für Bilder und Stimmen*, in: *BKA Vortragsreihe 24 (1979)*, S. 91-97, hier. S. 93.

(51) Ernst Bunge, *Moderne Entwicklungen in der Kriminaltechnik Eine Einführung in die Mustererkennung*, in: *BKA Vortragsreihe 24 (1979)*, S. 129-141

(52) Horst Herold, *Rasterfahndung - eine computerunterstützte Fahndungsform der Polizei*, in: *Recht und Politik (RuP) Vierteljahreshefte für Rechts- und Verwaltungspolitik (1985)*, S. 84-97; Vogl, Joseph: *Grinsen ohne Katze Vom Wissen virtueller Objekte*, in: *Hans-Christian von Herrmann/Matthias Middell (Hrsg.), Orte der Kulturwissenschaft, Leipzig 1998*, S. 41-53

(53) Lea Hartung, *Kommissar Computer Horst Herold und die Virtualisierung des polizeilichen Wissens (ms)*, Weimar 2005

In der »negativen Rasterfahndung« kombinierte das BKA darum nicht mehr massenhaft vorhandene, bedeutungsvolle Einzelteile zu einem interpretierbaren Mosaik, sondern suchte in allen vorhandenen Datenbanken nach all jenen Daten, die einem abstrakten Täterprofil gerade nicht entsprachen, um sie dann zu löschen. Was ganz zum Schluss übrig blieb, der »Bodensatz« des Datenraums, musste bedeutsam sein, da ja alles Bedeutungslose gelöscht worden war. Auf diese Weise filterte die negative Rasterfahndung »aus einem Abgleich von Suchkriterien mit einer unbewerteten Datenmenge durch aufeinanderfolgende Sortiervorgänge die im Augenblick relevanten Daten heraus.«⁵⁴

Im Fall der Suche nach RAF Terroristen erstellte das BKA zunächst eine Liste von Kriterien, die in großen Datenbanken, über die das BKA selber oder irgendein anderes Amt verfügte, vorhanden sein konnten. Die Annahmen waren einfach. Konspirative Wohnungen mussten sich erstens durch Stromrechnungen ausweisen, die bar bezahlt wurden, denn eine Überweisung durch ein Girokonto hätte eine überprüfbare Identität des Kontoinhabers vorausgesetzt. Zweitens waren Mieter von konspirativen Wohnungen kaum polizeilich gemeldet, hatten keine gemeldeten Personenwagen und bezogen kein Kindergeld. »Bei dieser Ausgangslage kann die Datei mit den Daten der barzahlenden Stromkunden mit dem Einwohnermelderegister, also den angemeldeten Personen, abgeglichen werden. Die Daten der Personen, die in üblicher Weise am Zahlungsverkehr teilnehmen und sich polizeilich angemeldet haben, werden ausgeschieden. Übrig bleiben demnach die Barzahler, die polizeilich nicht gemeldet sind. Aus diesem reduzierten Bestand werden die Namen der Kfz-Halter entfernt, ebenso in einem nächsten Schritt die Namen derjenigen, welche Kindergeld beziehen.«⁵⁵ Diese stark reduzierte Namenliste konnte nun wiederum mit den Fahndungsdateien des BKA verglichen werden und dann für den eigentlichen Fahndungseinsatz und Zugriff verwendet werden.

Das Zusammenspiel von systematisierter Abfrage der Daten, negativer Rasterfahndung, Täterprofilen und Personagrammen, der Abgleich also zwischen »massenstatistischen« Aussagen und polizeilich registrierten individuellen Merkmalen machten den Zugriff auf gesuchte Subjekte dadurch möglich, dass sie die vorhandenen und nichtvorhandenen Daten gezielt filterten und rekombinierten. Der Output war dann ein rechnergestütztes Phantombild im Format einer detaillierten Liste von fahndungsrelevanten Deskriptoren. Die kombinatorischen Effekte, die sich aus der Verbindung zahlreicher Datenbanken erst ergaben, mussten in den 1970er-Jahren durch sequenzielles Abgleichen erzeugt werden. Die theoretischen Arbeiten von Eduard F. Codd an dem, was als »relational datenbase« erst in den 1980er-Jahren implementierbar werden sollte, hatten gerade eben begonnen.⁵⁶ Aber das BKA antizipierte bereits unter Horst Herold die Verknüpfung, Mehrfachverwendung und Rekombination von Daten in aufwendigen Stapelverarbeitungsprozeduren. Obwohl die Grundbedingung der Rekombination unterschiedlicher Datensätze, nämlich die strikte Trennung zwischen der physischen Speicherform der Daten und den darauf anwendbaren Abfrageinstrumenten, noch nicht vollzogen war, produzierte das BKA mit seiner gigantischen Suchmaschine bereits eine Relationalität, die aus dem gerechneten Steckbrief einen berechenbaren Zugriff auf gesuchte (terroristische) Subjekte erlaubte.

(54) Edwin Kube, *Rasterfahndung Kriminologische und rechtliche Aspekte*, in: Ursula Cassani u. a. (Hrsg.), *Mehr Sicherheit - weniger Freiheit Ermittlungs- und Beweistechniken hinterfragt*, Zürich 2003, S. 49-69, hier: S. 51. Schenk, *wie Anm.* 34, S. 398-401.

(55) Kube, *wie Anm.* 54, S. 51 ff.

(56) Eduard F. Codd, *A Relational Model of Data for Large Shared Data Banks*, in: *Communications of the ACM* 13 (1970) 6, S. 377-387.

Das innert kürzester Zeit neu geschaffene zentrale Informationssystem der Polizei sollte seine »mehrdimensionale logische Verknüpfungsarbeit« in der ganzen Bundesrepublik ermöglichen. Herold verwies in diesem Zusammenhang gerne auf eine »technisch verursachte Fundamentaldemokratisierung größten Ausmaßes.« Denn »unter Beseitigung jedwelcher Formen bisherigen Vorbehalts-, Zentralstellen- oder Herrschaftswissens Einzelner, weiß künftig buchstäblich jedermann alles.«⁵⁷ Von 1975 an gab das BKA die Datenhoheit denn auch wieder an die Datenlieferanten zurück: Wer Daten ins System eingegeben hatte, durfte diese auch wieder korrigieren oder gar löschen. Das zentrale System wurde auf diese Weise in die Landeskriminalämter zurückgespiegelt und so der informationstechnische Trend der 1970er-Jahre, Systemintelligenz an die Peripherie zu verlegen, früh vollzogen.⁵⁸

Die Formulierung einer politischen Kritik an dieser äußerst leistungsfähigen Suchmaschine *avant la lettre* kam nur langsam in Gang und erreichte ihren Höhepunkt erst in der Debatte um die informationelle Selbstbestimmung⁵⁹ zu Beginn der 1980er-Jahre, also just zu einer Zeit, in der »database management systems« auch kommerziell erhältlich wurden und Normalitäten nicht mehr nur über den direkten oder indirekten Zugriff auf Devianz herstellten, sondern sie direkt, nämlich in allen Verwaltungs- und Produktionsprozessen zu steuern begannen.⁶⁰ In den 1970er-Jahren wurde Herolds Suchmaschine hingegen nur dort kritisiert, wo ihre Prozeduren ins Leere liefen oder widersprüchliche Hinweise erzeugten, d. h. wo sie multiple Identitäten produzierten oder den Zugriff verunmöglichten. In den Worten des von der RAF im Herbst 1977 entführten Hanns-Martin Schleyer in seiner letzten Tonbandnachricht an den Oppositionsführer Helmut Kohl: »Man kann sich nicht nur auf den Computer verlassen, man muß den Computer durch menschliche Gehirne speisen, wenn man von ihm richtige Erkenntnisse erwartet.«⁶¹

Aktenzeichen

Schleiers bitterer Tonbandbrief an Kohl - »Ich bin nicht bereit, lautlos aus diesem Leben abzutreten, um die Fehler der Regierung, der sie tragenden Parteien und die Unzulänglichkeit des von ihnen hochgejubelten BKA - Chefs zu decken« - war ein politisches Statement in einer Situation, die »auch politisch nicht mehr verständlich« war.⁶² Schleyer übte messerscharfe, konservative Kritik an Herolds technokratischen Verfahren. Die kybernetische Anlage des BKA erwies sich in den Augen Schleiers eben gerade deshalb als unzuver-

(57) Herold, wie Anm 37, S. 385

(58) Schenk, wie Anm 34, S. 126f. Zur Dezentralisierung zentraler Systemarchitekturen siehe David Gugerli, *Die Entwicklung der digitalen Telefonie (1960-1985): Die Kosten soziotechnischer Flexibilisierungen*, in: Kurt Stadelmann u. a. (Hrsg.), *Telemagie: 150 Jahre Telekommunikation in der Schweiz*, Zürich 2002

(59) Marion Albers, *Informationelle Selbstbestimmung*, Baden-Baden 2005; Siebrecht, Michael, *Rasterfahndung: eine EDV-gestützte Massenfahndungsmethode im Spannungsfeld zwischen einer effektiven Strafverfolgung und dem Recht auf informationelle Selbstbestimmung*, Berlin 1997

(60) Jon Agar, *The Government Machine: A Revolutionary History of the Computer*, Cambridge 2003; James W. Cortada, *The Digital Hand: How Computers Changed the Work of American Manufacturing, Transportation, and Retail Industries*, Oxford 2004; James W. Cortada, *The Digital Hand: How Computers Changed the Work of American Financial, Telecommunications, Media, and Entertainment Industries*, Oxford 2006

(61) Tatjana Bolzat, *Ein deutscher Herbst; Zustände 1977*, Frankfurt/M. 1997, S. 31

(62) *Ebd.*

lässig und unmenschlich, weil es im (SPD-dominierten) BKA schlicht keine Gehirne gebe, die die Maschine richtig gefüttert hätten.

Ein Verfahren, bei dem die Maschine datenverarbeitende Gehirne speiste, existierte bereits seit 1967 und erfreute sich bis weit über die 1970er Jahre hinaus einer stets wachsenden Popularität und Kritik. Die von Eduard Zimmermann moderierte ZDF-Sendung »Aktenzeichen XY... ungelöst« mag PIOS oder INPOL mitbenutzt haben, um Täterprofile herzustellen und sie anschließend zu konkretisieren. Bei der ebenfalls von Wiesbaden aus operierenden Suchmaschine Zimmermanns war die Datenbank jedoch das Publikum, welches in Gestalt von Millionen von Zuschauerköpfen als ein Netzwerk von parallel prozessierenden Rechnern vor den Bildschirmen saß. Der »überdimensionale lebende Computer >Fernsehgemeinde<«, so Zimmermann 1969, biete den Vorteil, »daß man die Informationen nicht in mühevoller, oft jahrelanger Kleinarbeit in die Maschine >einfüttern< muss. Auch das Aufnahmevolumen von Millionen von menschlichen Einzelgehirnen, die mithilfe des Bildschirms zu ein und derselben Sekunde abgefragt werden können, dürfte erheblich größer sein als das eines noch so gewaltigen elektronischen Roboters.«⁶³

Die Sendung Zimmermanns war zwar aufwendiger und spektakulärer gestaltet als das Quiz von Robert Lembke,⁶⁴ sie folgte aber deswegen nicht weniger treu einer strikten Liturgie. In jeder Sendung wurde ein möglichst heterogenes Set von Tätermerkmalen und Spuren präpariert. Diese episteme des Konkreten ließ sich ergänzen durch eine episteme des Fiktionalen: nachgestellte Szenen im Kleinkrimiformat, bei denen das Publikum die Detektivrolle zu spielen hatte. Während bei Lembke die Dokumentarfilme zu den Berufen nach bereits erfolgter Auflösung des Rätsels gezeigt wurden, sollten sie bei Zimmermann die notwendige Spannung für das Engagement der Zuschauer überhaupt erst erzeugen. »Die Inszenierung des Bedrohlichen, die in den Aktenzeichen XY-Filmen stattfindet (...) hat zur Folge, dass man aufatmet, wenn die Übeltäter endlich ein Gesicht bekommen. Mit Körpermerkmalen, Größe, Alter, richtigen und falschen Namen werden die Flüchtigen vorgestellt, die bereits aktenkundig sind.«⁶⁵ Die provisorische Adressierung, erst recht aber die Meldung vom erfolgten Zugriff auf den Täter wirkten als Katharsis der Sendung.

Statt Positionen innerhalb des *normal range* zu bestimmen und zu benennen, wie es bei Robert Lembke auf ritualisierte Weise geschah, wurde in Zimmermanns televisionärer Verbrecherjagd mithilfe von Kulissen, Klischees, Schablonen und Phantombildern der mutmaßliche Ort der Devianz imaginiert.⁶⁶ Anschließend wurde das Publikum gebeten, mit Unterstützung der Kriminalpolizei die Position des Verbrechers adressierbar zu machen. Die Spuren der vorgestellten Fälle führten immer vom ganz normalen Alltag (der Zuschauer), der stets als ein Ort der versteckten Gefahr dargestellt wurde, über das außergewöhnliche Verbrechen ins Leere der bisherigen Ermittlungen und von dort über die fiktionale Dokumentation wiederum - als konkreter Suchauftrag- in den Alltag von Millionen von Fernsehzuschauern. Diese hatten das

(63) Zit nach Isabell Otto, *Kriminelle Verbrecherjäger Zur Selbstregulation von Mediengewalt, in: Irmela Schneider u. a. (Hrsg.), Medienkultur der 1970er-Jahre Diskursgeschichte der Medien nach 1945, Wiesbaden 2004, S. 197-215, hier: S. 213*

(64) Katrin Hampel, *Aktenzeichen XY ungelöst Die spektakulärsten Fälle des Eduard Zimmermann, Nürnberg 1997; Stefan Ummerhofer/Michael Thaidigsmann, Aktenzeichen XY ungelöst Kriminalität, Kontroverse, Kult, Villingen-Schwenningen 2004*

(65) Stephan Schurr, *Die Gewalt der Fahndung Verbrecherjagen mit Aktenzeichen XY ungelöst, in: Kursbuch (2002) März, S. 125-132, hier: S. 130*

(66) Ebd., S. 127

konkretisierte Bild des Verbrechers ans Fernsehstudio oder an die zuständige Polizeistelle zurückzuliefern.

Die Täter und die Jäger saßen zwar auf der gleichen Seite der Inszenierung, eben diesseits der Mattscheibe. Sie stellte zunächst jeden und jede unter einen Generalverdacht - das Verbrechen hätte überall stattgefunden und alle betroffen haben können, und schließlich waren die Täter noch immer mitten unter den Zuschauern.⁶⁷ Die Prozedur von »Aktenzeichen XY... ungelöst« adressierte beide, Täter und zukünftige Opfer, um sie dann im Verlauf der Sendung besser trennen zu können. Es war die Denunziation, welche die spezifische Differenz zwischen Opfer und Täter, zwischen Jäger und Gejagtem wieder herstellte, also ein der älteren Generation sehr vertrautes Verfahren der Durchsetzung von Normen, wie die Kritiker an Zimmermanns televisionärer Treibjagd immer wieder festhielten.⁶⁸

Gerade diese Kritik an der Sendung verdeutlichte, dass das Medium keineswegs bloße Suchprozeduren verwaltete, sondern sich gleichzeitig als Instrument der Identitätskonstruktion nutzen ließ. »Aktenzeichen XY... ungelöst« erzeugte auch als Suchmaschine Identitäten, indem sie das Deviante denunzierte, bezeichnete und es in massenmedialer Verbreitung ausfällte. Die Sendung verlange, so Zimmermann, engagierte Zuschauer, kein passives, unbeteiligtes Publikum.⁶⁹ Das Engagement der Zuschauer setzte aber nicht bloß »den Bildschirm zur Verbrechensbekämpfung« ein, sondern stabilisierte über viele Jahre hinweg und stets pompös eingerahmt vom Te Deum Charpentiers im Signet der Eurovision die unterhaltende Differenz von gesellschaftlicher Devianz und gesellschaftlicher Norm.

Zugriff

Die hier vorgestellte Problemskizze hat den durchaus intendierten Nebeneffekt, die Grenze zwischen Kulturgeschichte und Mediengeschichte zu verwischen: Die Informationssysteme des BKA sind viel zu sehr kulturell überformt, um nur medienwissenschaftlich behandelt zu werden, während die massenmediale Herstellung und Verwaltung von Normalität in millionenfacher Auflage im Fernsehen keineswegs ein ausschließlich kulturwissenschaftliches Problem darstellt, sondern medienwissenschaftliche Kompetenz erfordert.

Die in den 1970er-Jahren auf Bildschirmen erscheinende Einsicht in die Verhältnisse, die das Wechselspiel von Zuschreibung und Herstellung von Identität betrafen, gründete unübersehbar auf Normalitätsannahmen. Diese zu stabilisieren bemühten sich sowohl BKA wie auch ARD und ZDF. Dabei wurde, hier wie dort, gesellschaftliche Wirklichkeit recht eigentlich programmiert. Fernsehen und Datenbanken produzierten Phantombilder, mit deren Hilfe die gesuchten oder repräsentierten Subjekte verortet und nach Maßgabe eines Normalitätskalküls sortiert werden konnten. Und sie erzeugten gleichzeitig auch Schablonen, auf deren Vorgaben hin sich individuelle Identitäten zurüsten ließen.

(67) Ebd., S. 130

(68) Egon Neterjakob, *Zimmermanns Steckbrief-Show Öffentliches Unrecht durch eine öffentlich-rechtliche Anstalt*, in: *Frankfurter Hefte* 25 (1970) 11, S. 808-814; Otto, *wie Anm. 63*, S. 207-208

(69) Eduard Zimmermann, *Das unsichtbare Netz Rapport für Freunde und Feinde*, München 1969, S. 11, zit. nach Otto, *wie Anm. 63*

Die bei Robert Lembke Woche für Woche gestellte Frage »Was bin ich?« ist damit der von Horst Herold im BKA fast täglich beantworteten Frage »Wer ist es?« strukturell vergleichbar. Übertroffen wurden diese beiden Fragetypen durch das von Eduard Zimmermann moderierte ZDF-Sendegefäß »Aktenzeichen XY... ungelöst«, welches gleichzeitig Fahndungs- und Unterhaltungsinstrument war. Eines hatten diese Suchmaschinen für Normalität und Devianz mit dem Terrorismus gemeinsam: Je konsequenter sie ausgerichtet wurden, desto weniger waren sie in der Lage, das Gesuchte zu produzieren und desto mehr liefen sie auf eine selbst erzeugte Aporie zu: Die Suche des radikalisierten terroristischen Subjekts nach der eigenen Identität und Aufgabe endete in der Selbstzerstörung, die Normalitätsmaschine des Ratespiels im leeren Ritual. Während die kybernetische Perfektion der polizeilichen Fahndungsmaschinerie von der eigenen Datenflut erdrückt wurde und den Schrecken des totalen Überwachungsstaates erzeugte, stellte die massenmedial gestützte Verbrechensbekämpfung alle Beteiligten unter einen Generalverdacht und verbreitete gerade jene Angst, die sie zu bekämpfen vorgegeben hatte. Die vollkommene Suchmaschine ist so leistungsfähig wie die Karte im Maßstab 1:1. Sie kann alles suchen und findet eben deshalb nichts.

David Gugerli lehrt an der ETH Zürich.